

Die Arbeitsschritte, in denen der Verf. seine Auseinandersetzung mit Hick durchführt, verrät er im Untertitel: „Darstellung und Analyse – Diskussion – Rezeption“. Im 1. Teil (1–201) verfolgt der Verf. die epistemologischen Grundlagen der Hickschen Theologie und vermag überzeugend nachzuzeichnen, wie Hicks durch und durch fundamentaltheologisches Projekt, nämlich die Rationalität des Glaubens aufzuweisen, konsequent – wenn auch durch biografische Umstände bedingt – auf eine pluralistische Religionstheologie zusteuert. Dieser Nachweis stellt einen wichtigen Ertrag der Arbeit dar, auf den der Verf. in späteren Ausführungen selbst zurückgreifen kann. So ist ihm zum Beispiel der wichtige Hinweis möglich, dass Hicks viel kritisierte Christologie keineswegs nur der These seiner pluralistischen Religionstheologie unterworfen ist, sondern bereits in einer Phase von Hicks Denken grundgelegt wurde, die vor seiner „kopernikanischen Wende“ hin zur pluralistischen Religionstheologie anzusiedeln ist (vgl. 358).

Im zweiten Teil (202–415) wird Hicks Position mit ihren wichtigsten Einwänden konfrontiert. Zwei Kritikpunkte ziehen sich m.E. leitmotivisch durch: Erstens wird Hick Agnostizismus vorgeworfen. Demnach sei Hicks Überzeugung, dass eine letzte Wirklichkeit nicht an sich erkannt werden könne, – konsequent durchdacht – nicht mehr zu unterscheiden von einer (klassisch agnostischen) Position, die fordert, von Wahrheit beanspruchenden Aussagen im Bereich religiöser Vorstellungen überhaupt abzusehen. Damit gerät Hicks Ansatz, der sich selbst als religiösen Realismus versteht, zugleich in einen Selbstwiderspruch. Zweitens wird Hick mit dem Einwand konfrontiert, das spezifisch Christliche, nämlich die unüberbietbare Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus, zugunsten eines unhintergehbaren Pluralismus gleichwertiger Religionen aufzugeben. Damit verlässt Hick jedoch letztlich einen theologischen und bezieht allenfalls einen philosophischen Standpunkt. Im dritten Teil (417–484) verfolgt der Verf. exemplarisch die Rezeption Hicks anhand der theologischen Entwürfe von Jacques Dupuis („Toward a Christian Theology of Religious Pluralism“) und Roger Haight („Jesus. Symbol of God“). Bei dieser letzten Auseinandersetzung mit Hick überzeugt besonders, dass mit Dupuis und Haight explizit theologische Argumente für eine mit der pluralistischen Religionstheologie sympathisierende Position aufgegeben werden. Stützt sich Hick vornehmlich auf (oben angeführte) erkenntnistheoretische Einsichten, so stellen Dupuis und Haight insbesondere den universalen Heilswillen Gottes in den Vordergrund, der mit einer exklusiven Offenbarung in nur einer Religion nicht vereinbar sei.

Die Dissertation stellt in ihrer ganzen Anlage vor allem eine Rekonstruktion der Hickschen Theologie inklusive ihrer Kritik und zweier exemplarischer Rezeptionen dar. Sie verzichtet damit bewusst auf „den Anspruch, eine religionstheologisch neue Position zu entwickeln“ (XIV). Dennoch wartet der Verf. insbesondere im ersten Teil mit einer eigenen These auf. Er bemüht sich „einen inneren Zusammenhang der Arbeiten Hicks aufzuzeigen“ (174): Die pluralistische Theologie der Religionen ist in Kontinuität zur epistemologischen Frühphase Hicks zu sehen, in der es diesem um die klassisch fundamentaltheologische oder „apologetische“ Aufgabe ging, die Rationalität des Glaubens aufzuweisen. Konsequenterweise versieht der Verf. in den Schlussüberlegungen das theologische Anliegen Hicks insgesamt mit dem Etikett „Apologetik“ (479ff). In der Tat liegt die Stärke der Dissertation in der Durchführung dieses werkimmanenten Nachweises. M.E. wäre eine noch stärkere Konzentration auf einen solch eigenen Forschungsbeitrag wünschenswert gewesen. Ohne die Fokussierung auf den interessanten Zusammenhang von Epistemologie und Religionstheologie, von Früh- und Spätphase Hicks, drohen die kenntnisreichen, aber auch ausufernden Darlegungen ihr ordnendes und einschränkendes Formalobjekt zu verlieren. Doch mag diese Schwäche der Arbeit den geduldrigen LeserInnen auch zum Vorteil gereichen, wird ihr Durchhaltevermögen doch mit einem umfassenden Überblick über die Hicksche Religionstheologie insgesamt und deren wichtigste Kritik belohnt.

Linz

Ansgar Kreutzer

GESCHICHTE

■ ERKER PAUL, *Dampflok, Daimler, Dax*. Die deutsche Wirtschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart/München 2001. (335) Geb. € 18,41 (D) ISBN 3-421-05564-5. Ein spannendes Buch: das 19. und 20. Jahrhundert in einer wirtschafts-historischen Fokussierung! Der Autor Paul Erker, Privatdozent für Wirtschafts- und Sozialgeschichte in München, stellt in diesem kompakten Überblick die wirtschaftlichen Entwicklungen „in den historischen Kontext“, ordnet sie in „historische Trends“ ein und „historischen Analogien“ zu (S. 333). Sein Anliegen: „looking back to look ahead“ (S. 334). Der reflektierende Leser soll auf diese Weise befähigt werden, heutige wirtschaftliche Perspektiven und Vorgaben vor dem Hintergrund „historischer Verflechtungen und Verknüpfungen“ in ihrer Komplexität zu erfassen (S. 334). Wirtschaftshistorisches Wissen soll gegen die kausa-

len und bisweilen linearen Zukunftsprognosen immunisieren, „die Unternehmen wie Wissenschaft mit großem Aufwand durch ausgefeilte Produktionstechniken zu erspüren und identifizieren versuchen“ (S. 333). Skepsis darf durchaus heutigen Vorgaben entgegengebracht werden, „denn immer wieder haben plötzliche Naturkatastrophen, Wirtschaftskrisen, militärische Auseinandersetzungen und Kriege, politische Revolutionen, technologische Innovationen und gesellschaftliche Wertewandel für Trendbrüche und Umlenkungen der Entwicklungspfade gesorgt“ (S. 333). Wohlgermerkt: diese Wirtschaftsgeschichte ist im Jahr 2001 erschienen, die Hochwasserkatastrophen des Sommers 2002 waren noch Zukunft ebenso wie manches andere, mit denen unsere heutigen Nachrichten als Zukunftsszenario präsentiert werden.

Wirtschaftsgeschichte, wie Erker sie hier vorlegt, versteht sich als „historische Relativierung von wirtschaftstheoretischen und wirtschaftspolitischen Aussagen“ und als „Mahnung, in einem Zeitalter, das sich fachlich immer mehr spezialisiert, den weiteren Horizont, den historischen Kontext nicht aus den Augen zu verlieren“ (S. 9). Kirchenhistorisch scheint dieser sozialhistorische Beitrag eine absolute Nullgröße darzustellen. Dennoch ist Paul Erkers Durchblick diesbezüglich hilfreich. Nicht nur, weil die Geschichte der Christen zeitgebunden in ihrem jeweiligen Umfeld auch von ökonomischen Faktoren geprägt wird, sondern auch, weil diese in der Alltagsgeschichte von Christen ebenso wie in der von Kirche Definitionsbereiche darstellen, denen sich erwachsene Menschen nicht einfach entziehen können. Gerade der historisch-anthropologische Blick interessiert sich ja dafür, wie sich Einzelne in solchen Rahmenbedingungen bewegt haben, da Historische Anthropologie nicht von einem Determinismus (erst recht nicht von einem ökonomischen) ausgeht, sondern dem Menschen immer ein hohes Quantum an Eigengestaltung zuspricht, und sei es nur in jenem mentalen Bereich, mit dem er oder sie ganz persönlich sozialen und wirtschaftlichen Gegebenheiten begegnet, längst bevor kollektive (Re-)Aktionen ganze Imagologien dafür oder dagegen oder im breiten Spektrum des Dazwischen aufbauen.

Erker beginnt mit seiner Darstellung 1789. Er rezipiert die sozial- und kulturgeschichtliche Vorstellung vom sogenannten „langen“ Neunzehnten Jahrhundert (vgl. S. 105) und lässt es mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 enden. Dementsprechend wird das 20. Jahrhundert bereits 1989, mit dem Fall des Eisernen Vorhangs, abgeschlossen. Ähnlich hatte es schon der englische Historiker Eric Hobsbawm dargelegt, obwohl dieser eine andere Sicht von Wirtschafts-

historie pflegt und sich Erker mit ihm hier nicht auseinandersetzt.

Wie in der Theologie dürfen Begriffe und Definitionen nicht additiv zeitüberlagernd verwendet werden. Wirtschaftsrelevante Termini besitzen zeitdifferente Bedeutungen. Man denke etwa an Globalisierungstendenzen heute im Unterschied zu jenen vor dem Ersten Weltkrieg (S. 12-13).

Zwar legt Erker eine „deutsche Wirtschaftsgeschichte“ vor, dennoch ist ihm eine komplexere internationale Kontextualität selbstverständlich. Auf diese Weise erhält das Präsentierte ein deutlicheres Profil als in einer isolierten Eigendarstellung. Hilfreich sind seine Definitions- und Erklärungsangebote, etwa zu Industrieller Revolution (S. 27), zu Pauperismus (S. 49), zu Taylorismus (S. 143f) oder zu Sozialer Marktwirtschaft, die heute immer mehr vom Begriff des sogenannten „Rheinischen Kapitalismus“ u.ä. ersetzt werde. Dieser habe „Neben liberalen Gedanken ... auch Elemente der christlichen Soziallehre, des Staatsinterventionismus und eines freiheitlichen Sozialismus in sich aufgenommen“ (S. 248). Kennzeichnend dafür ist die westdeutsche Grundeinstellung nach dem Zweiten Weltkrieg, dass eine wirksame Sozialpolitik nur durch eine erfolgreiche Wirtschaftspolitik gelingen kann. Wie ein Kontrast stehe dazu die sogenannte DDR-Wohlfahrtspolitik von Erich Honecker seit 1971, ein „Wohlfahrtsschub auf Pump“ (S. 301).

Erker versucht Geschichte wirtschaftshistorisch aufzuhellen, indem er die ökonomischen Entwicklungen und Zyklen darlegt. Schon das 19. Jahrhundert ist sowohl von beachtlichen Innovationsschüben als auch von retardierenden Stagnationen gekennzeichnet. Immer wieder waren Einzelne in ihren gewohnten Lebensverhältnissen und Bedürfnissen tangiert. „Teuerungskrawalle“ gab es zum Beispiel in Bayern, „als 1845 dort der Bierpreis um 20 Prozent anstieg, da Bier als weitverbreitetes Nahrungsmittel angesehen wurde“ (S. 50). Bekannter und wohl gravierender war das Elend der schlesischen Weber, denen Gerhard Hauptmann ein literarisches Denkmal setzte. Die Not dieser wie auch der irischen Weber lag – nach Ernteausfällen – in der Verteuerung u. a. des neuen „Massennahrungsmittels“, der Kartoffel. Größere Löhne sollte den Webern deshalb nicht ausbezahlt werden, weil anderswo, etwa im Rheinland oder in Belgien, Textilien maschinell erheblich billiger produziert werden konnten (S.50). Konkurrenz als Ursache sozialer Misere.

Innerhalb des wirtschaftlichen Wachstums in der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde von den Menschen „Mobilität und Dynamik“ als etwas Fortschrittliches empfunden (S. 54). „Von 1850 bis 1875 verdoppelte sich das Sozialprodukt beina-

he, während es von 1825 bis 1850 nur um ein gutes Viertel gewachsen war. Jetzt übertraf das Wachstum der Wirtschaft (hier kleiner Druckfehler) bei weitem dasjenige der Bevölkerung; das Sozialprodukt je Kopf stieg im selben Zeitraum ungefähr von 268 Mark (1850) auf 347 Mark (1870), das heißt um 33 Prozent (absolut von 9, 4 Milliarden auf 14, 2 Milliarden)" (S. 56). In dieser Phase der „Hochindustrialisierung“ entstand „Verstädterung, Entfremdung, Klassenbildung, Proletariat und proletarisches Elend, neue Ungerechtigkeit, neue Herrschaft und der Klassenkampf“ (S. 79).

Im Mai 1873 (und nicht wie S. 84: „Frühjahr 1943“) brach in Wien die Börsenpanik aus. Dann erhält der nächste Satz einen Sinn, „wie 56 Jahre später, ging die Krise auch damals erst von Österreich und dann mit einem zweiten Schub von den Vereinigten Staaten aus“ (S. 84). Zwischen diesen beiden Weltwirtschaftskrisen befand sich von 1895 bis 1913 ökonomisch eine beachtliche Prosperität, die seit den 1880er Jahren von „bemerkenswerten Reallohngehinnen“ sogar der Arbeiter begleitet war (S. 86, vgl. auch S. 100). Der Erste Weltkrieg (1914–1918), der auch ökonomisch vorbereitet wurde, brachte dann gewaltige Einschnitte (Inflationszeit 1914–1924).

Trotz des Überblickcharakters präsentiert Paul Erker eine Detailfülle, die dem Leser als Einblicke den Überblick verständlicher macht.

Näher geht Erker zum Beispiel auf das „angebliche Wirtschaftswunder“ der NS-Wirtschaftsordnung ein (S. 174). Denn diese Konjunkturpolitik verstand es propagandistisch erfolgreich, den „in Gang befindlichen Wirtschaftsaufschwung“ für sich zu vereinnahmen. (S. 182). „Auch ohne die NS-Politik wäre es – eine staatliche Initialzündung vorausgesetzt – zu einem selbsttragenden Wirtschaftsaufschwung gekommen, der längerfristig zu ungleich besseren Resultaten geführt hätte als die nationalsozialistische Staatskonjunktur mit ihren deformierenden Effekten“ (S. 185). Hinzu kam die deutliche Fixierung der Wirtschaft auf kriegerische Expansion. Mitten im Zweiten Weltkrieg 1941 konnte darum die Devise des Vierjahresplanes lauten: „Soviel Butter wie nötig, so viele Kanonen wie möglich“ (S. 201). Auch die „Erfolge“ des Minister für Bewaffnung und Munition Albert Speer erweisen sich im genauen Blick als wenig erfolgreich: „Einfachbauweise, Einsparung von Material und Maschinen, dafür Verschwendung von Menschenleben“ (S. 205), denn dafür stand das „Arbeitspotential der KZ-Häftlinge“ (S. 208) zur Verfügung. Deren Löhne mussten an die SS gezahlt werden (S. 226). Schon Hans Mommsen hatte den Nationalsozialismus „als vorgetäuschte Modernisierung“ entlarvt (Lit. S. 209).

Differenziert wird auch der sogenannte nationalsozialistische „Ausländereinsatz“ (Zwangsarbeiter) zwischen 1939 und 1945 (S. 222). Gerade die NS-Wirtschaft hat gezeigt, „dass man sich als Unternehmer beziehungsweise Unternehmen nie auf rein technische oder betriebswirtschaftlich-ökonomische Rationalität (soweit es die überhaupt tatsächlich gibt) zurückziehen und dabei Fragen der politischen Moral und der sozialen Verantwortung ausklammern kann und darf“ (S. 229, vgl. auch 185.).

Neugierig geworden? Das wäre das Anliegen dieser Buchbesprechung gewesen: aufmerksam gemacht zu haben auf einen wichtigen Bereich unseres täglichen Lebens.

Linz

Karl-Heinz Braun

¹ Eric Hobsbawm, Das Gesicht des 21. Jahrhunderts. Ein Gespräch mit Antonio Polito. Aus dem Englischen von Udo Rennert (Titel der Originalausgabe: *Intervista sul nuovo secolo*). Aus dem Englischen übersetzt von Allan Cameron (München-Wien 2000).

KIRCHENGESCHICHTE

■ BRANDT HANS JÜRGEN/HÄGER PETER (Hg.), *Biographisches Lexikon der Katholischen Militärseelsorge Deutschlands 1848–1945*. Bonifatius, Paderborn 2002. (LXXVIII, 1066, 144 s/w-Abb.) Geb. € 66,00 (D)/€ 67,90 (A)/sFr 110,-.

Das monumentale Werk bietet neben dem Einleitungssatz „Was sucht Religion bei den Soldaten?“ von H. J. Brandt (XV–XXIII) und einer Darstellung über „Recht und Organisation der katholischen Militärseelsorge“ von K. Zilliber und P. Häger (XXV–LXXVIII) nahezu 3.300 Biogramme in Frage kommender Personen (Militär-, Standort-, Lazarett- und Kriegsgefangenen-seelsorger) und berücksichtigt erfreulicherweise auch Österreich. Man kann Brandt voll und ganz beipflichten, dass damit „ein lang ausstehendes Desiderat der kirchlichen und profanen Zeitgeschichte“ erfüllt wurde (IX).

Aus der Diözese Linz wurden 27 Personen aufgenommen (alphabetisch angeführt auf 994). Bei Karl Bergthaler ist die Anführung als „Seelsorger ... an der Pfarrei Traunkirchen“ etwas irreführend, da es sich nur um „Seelsorgeaushilfen“ handelte (63), bei Alois Brandstätter muss es Kooperator in „Urfahr“ (nicht „Urfahr“) heißen, bei Georg Lampl und Franz Natschläger findet sich die in Österreich unübliche Bezeichnung „Studienprofessor“ (457, 563), bei Eberhard Marckhogg und Franz Zauner bleibt die einschlägige neuere Literatur unberücksichtigt (506f, 930f). Auch fällt auf, dass bei einigen der erfassten